

Auch der Schweiz gehen die Hausärzte aus!



Kürzlich traf ich auf dem Heimweg einen Studienkollegen, einen engagierten und erfolgreichen Hausarzt, er betreut auch meine Töchter. Er erzählte mir, dass er mit 50 Jahren noch etwas anderes machen will, er wird wieder in einer Klinik arbeiten. Erst nach einem halben Jahr Suche konnte er einen Nachfolger für seine Praxis finden, nicht irgendwo in den Bergen, nein, an bester, zentraler Lage in einer mittelgrossen Schweizer Stadt mit anerkannt überdurchschnittlicher Lebensqualität.

Was hier als die Erfahrung eines Einzelnen abgetan werden könnte, hat System. Wann immer ich mich mit Kollegen aus der ganzen Schweiz treffe, kommt dieses Thema früher oder später zur Sprache: Alle kennen einen Hausarzt in ihrer Gegend, der trotz langer Suche keinen Nachfolger gefunden und schliesslich seine Praxis geschlossen hat, womit sich die Lebensqualität auch der Kollegen rundum verschlechtert hat.

Erstmals hat nun eine Gruppe um Franz Marty gesamtschweizerische Zahlen zu diesem Phänomen zusammengestellt (siehe Seite 43 in diesem Heft). Eigentlich wollten sie vor allem herausfinden, wie sich die vielen Praxisbewilligungs-Gesuche kurz vor dem Zulassungsstopp für Ärzte effektiv ausgewirkt haben. Wie viele haben in der Zeit davor und danach eine Praxis eröffnet bzw. übernommen? Offenbar die einzige Möglichkeit, dies herauszufinden, ist eine statistische Erfassung der Praxiseröffnungsinserate in der Schweizerischen Ärztezeitung. Saubere Statistiken der Kantone zur Anzahl der Praxiseröffnungen scheinen nicht zu existieren. Eigentlich schon erstaunlich bei diesem für die Gesundheitsversorgung eminent wichtigen Thema!

Diese Statistik hat, gewissermassen als Nebenprodukt, ergeben, dass im Jahr 2002 in der Ärztezeitung 218 Grundversorgerpraxen zur Übernahme angeboten wurden, jedoch nur 162 Grundversorger in die Praxis gegangen sind. Noch deutlicher ist es bei der Subgruppe der Allgemeinmediziner: In 138 Fällen war ausdrücklich ein Facharzt für Allgemeinmedizin gefragt, aber nur 63 haben eine Praxis eröffnet, somit weniger als die Hälfte des Bedarfs, um die bisherige Dichte aufrechtzuerhalten. Damit haben wir auch für die Schweiz einen deutlichen statistischen Hinweis, dass es genauso wie in Deutschland und weiteren nördlichen Ländern, in Grossbritannien, Kanada und den USA zu einem zunehmenden Mangel an Hausärzten kommt.

Was ist zu tun, um diese Entwicklung wenigstens etwas zu bremsen? Es besteht ja die Gefahr, dass sich ein Teufelskreis ergibt. Durch eine Mangelsituation mit entsprechender Überlastung wird künftig der Beruf noch weniger attraktiv.

Zuerst muss diese Tatsache überhaupt zur Kenntnis genommen werden. In den Köpfen von Krankenkassenvertretern und Politikern muss ein Umdenken einsetzen: Die Hausärzte müssen unterstützt und gefördert werden. Da gibt es aktuell widersprüchliche Zeichen. In den Kantonsparlamenten von Zürich und Bern wurden in letzter Zeit Motionen zur besseren Verankerung der Hausarztmedizin im Studium mit deutlichem Mehr überwiesen, nota bene gegen den Widerstand der offenbar weniger schnell lernfähigen Kantonsregierungen (und den sie beratenden Fakultäten). Im Kanton St. Gallen dagegen wurde eben die vor einigen Jahren geschaffene und erfolgreiche «Koordinationsstelle zur Förderung der Hausarztmedizin» zu Tode gespart. Die Finanzierung der Weiterbildung in Hausarztpraxen liegt bis heute praktisch ausschliesslich auf den Schultern der Ärzteschaft, während in jedem anderen Fachbereich die Weiterbildung des Nachwuchses letztlich auch von Staatsgeldern profitiert.

Auch wir Hausärzte und die SGAM können noch mehr tun zur Förderung unseres Nachwuchses. Eine Möglichkeit zeigt Peter Tschudi in seinem Bericht vom WONCA-Kongress in Ljubljana auf (siehe Seite 39 in diesem Heft). Die Assistenzärztinnen und -ärzte in Weiterbildung zum Hausarzt könnten und sollten gezielt gefördert werden, mittels Laufbahnberatung am Anfang der Weiterbildung und zusätzlicher Unterstützung im Verlauf. FMH und VSAO sollten umgehend dafür sorgen, dass wir namentlich wissen, welche Assistenzärztinnen und -ärzte sich zum Hausarzt, zur Hausärztin weiterbilden. Nur so können wir diese direkt erreichen und eine gezielte Förderung im Sinne der Vorschläge von Peter Tschudi aufbauen.

Bernhard Rindlisbacher